

3.4 Ehe und Familie

Johanna Huber und Bernhard Huber



Ehe Familie gelingt

3.4 Ehe und Familie

von Johanna Huber

Einführung

Ehe und Familie befinden sich an der Schwelle des dritten Jahrtausends in extremen Spannungsfeldern, zum Beispiel zwischen Leistungsgesellschaft und Freizeitgesellschaft, zwischen Jugendlichkeitswahn und gesellschaftlicher Überalterung, zwischen übersteigertem Individualismus und mediengestützter Institutionenkritik. Der Wertewandel führt – auf eine kurze Formel gebracht – zu einer Überbetonung des Individuums und zur Institutionenmüdigkeit.

Bei dieser absoluten Priorität des Ego kann in Partner-, Ehe- und Familienbeziehungen, aber auch in Gesellschaft und Staat nicht mehr zu einer gemeinsamen Meinung gefunden werden, die auch gar nicht als erstrebenswert gilt, sondern man kann so nur noch persönliche Meinungen nebeneinander stellen und Toleranzstrategien entwickeln. Urteile über Verhalten werden tendenziell eingeschränkt, da allen Ernstes die Frage gestellt wird, ob das Schema von Gut und Böse noch brauchbar ist. Entsprechend gehört das Ausklammern von Dissensthemen im Privatleben zum guterzogenen Umgangsstil, Moralisieren gilt im Nahbereich als peinlich. Nur wenn es sich auf kollektive Handlungsfelder, zum Beispiel Politik, Kirche oder Verwaltung, richtet, ist Moralisieren modern.

So führt diese grenzenlose Toleranz gegenüber jeglichem privaten Verhalten zwangsläufig zu einer Moral der Nichteinmischung, der Halbbindung, der Gefühlskontrolle und der neuen Vorsichtigkeit. Wenn die gegenseitigen Erwartungen auf kritikloses Verstehen und auf prinzipielle Akzeptanz aller Wünsche ausgerichtet sind, ist die Gefahr des Scheiterns groß. Die Angst vor dem Scheitern führt oftmals dazu, daß man sich überhaupt nicht mehr richtig auf einen Partner einlassen will. Je mehr die Beziehungsbereitschaft heute abnimmt, desto stärker werden Beziehungen psychologisiert. Das Beziehungsmanagement wird schwieriger.

Lebensabschnitte

Das ehelose Zusammenleben tritt zunehmend in Konkurrenz zur Ehe. Immer mehr Menschen suchen oder finden keine vollständige Lebensgemeinschaft mehr,

sondern beschränken sich auf eine Dauerfreundschaft, jeder Partner hat seine eigene Wohnung, und man tut sich nur zu partiellen Gemeinsamkeiten zusammen. Aber auch da, wo man zusammenlebt, fehlt oft die Perspektive der Lebensdauer. Die Soziologen bereichern uns bezüglich dieser Lebensformen mit dem Begriff des „living apart together“ und in bezug auf die gewollte Unverbindlichkeit der Beziehung gibt es nunmehr den LAP (= Lebensabschnittspartner), der sich neben den NELG's (= nichteheliche Lebensgemeinschaften) und den DINK's (= double income – no kid) behauptet.

Familie wird in den letzten Jahren mehr und mehr auch in unvollkommener Form erlebt, nämlich als Gemeinschaft eines alleinerziehenden Elternteils – in zunehmender Weise auch der Väter – mit seinem Kind. Diese Lebensform scheint schon aus sozialen Gründen problematisch, da der Zwang zum Erwerb – mehr noch als bei vollständigen Familien – in eine permanente Spannung zur Erziehungsaufgabe gerät.

Der Wertewandel führt auch zu einer ungeheueren Orientierungsunsicherheit, die sich immer auch in einer Lebensunsicherheit ausdrückt. So begegnen wir gerade heute in der Zeit der Frauenemanzipation einer hohen Rollenunsicherheit bei Frauen, weil die Rollenbilder diffuser geworden sind. Das Leben als „Nur“-Hausfrau beispielsweise bedarf heute oftmals der Rechtfertigung. Andererseits erleben wir es täglich, daß auch berufstätige Mütter sich unentwegt für ihre Berufstätigkeit entschuldigen (müssen).

Nicht zuletzt wird die Erziehungskompetenz der Familie in Zweifel gezogen. Die Familien brauchen heute sehr viel mehr Kraft als früher, einer mediengesteuerten Kindheit entgegenzuwirken und die persönlichen und familiären Beziehungen in dieser künstlichen und irrealen Welt zum Tragen zu bringen.

Neil Postmann, der Verfasser des Buches „Das Verschwinden der Kindheit“, verlangt daher auch eine Rebellion der Eltern gegen die Gegenwartskultur, um dieser Entwicklung zu widerstehen, und er meint, allein schon daß die Eltern verheiratet bleiben, sei ein Akt des Ungehorsams, ein Affront gegen den Geist der Wegwerfkultur.

Die Ehe schützen

Auch im kirchlichen Bereich müssen eigene Vorstellungen von Familie und davon, was man noch oder nicht mehr als Familie bezeichnen kann, entwickelt werden. Dabei stellt sich angesichts der wachsenden Zahl von nichtverheirateten Eltern, von alleinstehenden Müttern und Vätern, von Großeltern, die ihre Enkelkinder erziehen, vor allem die Frage, ob an einem ehebezogenen Familienbegriff festgehalten werden soll und kann.

Die Ehe ist die einzige Lebensgemeinschaft, in der die Partner füreinander – sogar über den Tag des Zusammenlebens hinaus – verbindlich Verantwortung übernehmen. Die Privilegierung der Ehe durch die Rechtsordnung ist daher geboten, denn Ehe war und ist in ihrer Geschichte immer mehr als nur personale Lebensgemeinschaft, sondern hatte immer auch einen eminent politischen Charakter als Ursprung der Familie, die man zu Recht die Keimzelle des Staates nennt.

Die derzeit wieder sehr virulenten Bestrebungen, die nichtehelichen Lebensgemeinschaften den Ehen gleichzustellen, dürften nirgends – insbesondere nicht bei den Betroffenen – besondere Freude auslösen, denn Gleichstellung müßte ja auch heißen: gleiche Pflichten, zuvörderst natürlich die Übernahme einer gegenseitigen Unterhaltsverpflichtung während und nach der Beziehung. Gerade das wollen die nichtehelichen Lebensgemeinschaften (zumindest ein Partner) in der Regel nicht, und sie haben auch das Recht, es nicht zu wollen. Denn Artikel 6 Grundgesetz schützt auch die negative Eheschließungsfreiheit. Der Wille eines Paares, das eine rechtliche Bindung ablehnt, kann nicht darauf verengt werden, im Falle gelebter Zweisamkeit auf jeden Fall vor die Alternative einer ehelichen oder nichtehelichen Rechtsverbindlichkeit gestellt zu werden. Es ist verfassungsrechtlich bedenklich, wollte der Gesetzgeber den nichtverheirateten Paaren, die für ihre Beziehung den rechtsfreien Raum gewählt haben, eine umfassende Ordnung – etwa von der Art „Eherecht für Nichtehen“ – überstülpen.

Ebensowenig ist es mit der Verfassung vereinbar, an die nichtehelichen Paare lediglich die Vergünstigungen der Ehe auszuschütten, ohne daß auch Rechtsbindungen, die in der Regel den Schutz des Schwächeren bezwecken, gegeben sind. Die rechtliche Solidarität ist es nämlich, welche die Ehe zu einer Institution von Verfassungsrang macht. Sie ist es auch, die das soziale System entlastet, und deshalb gibt es gute Gründe, wenn Wirkungen des Schutzes und der Förderung nicht nur an die Kindschaft, wie manche wollen, sondern auch an die Ehe als Institution geknüpft werden. Die nichteheliche Lebensgemeinschaft mit Kind ist indes – objektiv betrachtet – die denkbar bequemste Lebensform für die Männer, Familie zu haben, ohne dafür rechtlich einstehen zu müssen.

Die Familie schützen

Die Familie ist heute im Hinblick auf

- a) den materiellen Bedarf,
- b) die Gestaltung des Zusammenlebens und
- c) die Sinngebung

weiterhin von überragender gesellschaftlicher Bedeutung. Die Behauptung des Funktionsverlustes der Familie ist eine Schimäre angesichts der familiären Aufgaben der Erziehung und Unterhaltssicherung (oft weit bis in das Erwachsenenalter), der Haushaltsversorgung und Wohnungsgestaltung, der Pflege der innerfamiliären Beziehungen (Partner, Kinder, Eltern, sonstige Verwandte) und der außerfamiliären Kontakte (wie Freunde, Schulen, Kindereinrichtungen, Behörden) sowie schließlich der Pflege von Kultur, Religion und Gesundheit. Intakte Ehen und Familien stehen in einer ständigen Wechselbeziehung mit ihrem Umfeld. Sie beziehen andere, oftmals Alleinstehende, in ihr Schicksal ein und nehmen am Schicksal anderer teil, helfen Freuden und Leiden zu tragen und schöpfen daraus eigene Sinngebung, so daß der Vergleich mit dem Ofen zutrifft: nur der Ofen erfüllt seine Funktion, der sich nicht nur selbst wärmt, sondern Wärme ausstrahlt.

Ehe und Familie erfahren heute primär subjektive Wertschätzung als der Lebensraum, in dem Liebe, Verständnis, Vertrauen und wechselseitige Bestätigung erfahren wird. Die Familie ist auch der Ort der Identifikation der Kinder mit ihren Eltern und deren sozialen Rollen, also der Ort der sozialen Menschwerdung. Es ist keine Institution in Sicht, die diese individuellen und sozialen Bedürfnisse der Sozialisation nur annähernd in gleicher Weise befriedigen kann. Nur die Familie fühlt sich auch berufen, der grenzenlosen Individualisierung entgegenzusteuern, Bindungen und Zugehörigkeit erfahrbar zu machen, Partnerqualitäten und Altruismus zu entwickeln und als erstrebenswert zu vermitteln.

Nachgewiesen ist auch, daß die Familienfunktion der sozialen Absicherung unterschätzt wird. Bekanntlich war der bundesdeutsche Lebensbaum noch nie so unförmig wie heute; er gleicht eher einer vom Wind zerzausten Kiefer mit starken Ästen im Skalen-Bereich der Hochbetagten und präsentiert sich ziemlich ausgedünnt im unteren Stammbereich. Noch nie waren so viele Jüngere für so viele alte Menschen verantwortlich und – ist die Bilanz wirklich so schlecht? Rund 90% der Pflegebedürftigen werden nach wie vor von ihren Angehörigen gepflegt, wobei darauf hinzuweisen ist, daß ein Viertel der über 80jährigen – kriegsbedingt – keine Angehörigen mehr hat. Die Bereitschaft zur Pflege von Angehörigen hängt sowohl von der Einkommenssituation wie von der Identifikation mit der eigenen Familie ab. Die Möglichkeit zur Betreuung steigt mit wachsendem Nettoeinkommen. Noch stärker als der materielle Spielraum beeinflusst jedoch der Stolz

auf die eigene Familie die Pflegebereitschaft. Schließlich ist die Übereinstimmung mit den eigenen Eltern in weltanschaulichen Fragen für die familiäre Hilfeleistung wichtig. Personen, die in grundlegenden Positionen nicht mit ihren Eltern übereinstimmen, stehen weit überdurchschnittlich einer Aufnahme älterer, betreuungsbedürftiger Familienmitglieder ablehnend oder skeptisch gegenüber. Der „Weltanschauungskitt“ ist für die generationenübergreifende Solidarität daher nicht zu unterschätzen. Die steigende Lebenserwartung wird vermutlich dazu zwingen, auch künftig – womöglich sogar mehr als heute – ein familiäres Netzwerk über drei bis vier Generationen zu pflegen.

Völlig ignoriert wird in der öffentlichen Diskussion die Funktion der Familien als Weltanschauungsgemeinschaften. Untersuchungen zeigen, daß Übereinstimmungen im Weltbild die Qualität der Partnerschaft bestimmen. Je höher der Konsens in grundlegenden Fragen ist, desto positiver wird die eigene Familie erlebt, desto stärker ist die Identifizierung mit ihr und die Bindungsbereitschaft junger Menschen. Die pluralistische Grundeinstellung, die einen Weltanschauungskonsens unter Partnern nicht für nötig hält und feste religiöse und politische Überzeugungen aus der Kindererziehung ausklammern möchte, übersieht, daß der weltanschauliche Dissens zu einer massiven, unterschwelligen Belastung für jede Lebensgemeinschaft wird. Die Homogenität einer Familie beeinflußt auch das Sozialverhalten, die Leistungsbereitschaft und die Selbstsicherheit der einzelnen Familienmitglieder. Die Familie ist darüber hinaus die wichtigste Instanz der Vermittlung von Sittlichkeit. Die Familie reflektiert nicht nur die Werte einer Gesellschaft, sie schafft sie zu beträchtlichen Teilen selbst! Dem Satz: „Über die Familie zu reden, heißt immer auch, über unser Bild vom Menschen zu reden“ ist voll beizupflichten.

Tips für die Praxis

von Bernhard Huber

Der erste Impuls für jeden, der in der Pfarrgemeinde aktiv werden will, ist: Ich will etwas mitgestalten und zu einer positiven Entwicklung beitragen. Wer sich für die Familien engagiert, wird, wenn er nur auf die vielfältigen Familienformen und die unterschiedlichen Familiensituationen sieht, rasch erkennen, daß es sich hier um einen breitgefächerten Arbeitsbereich handelt.

Natürlich könnte man angesichts der möglichen Fülle der Aufgaben verzagen. Im Prinzip kann alles, was die Familie in Kirche, Staat und Gesellschaft betrifft, für die Arbeit im Pfarrgemeinderat von Belang sein. Aber in jeder Pfarrei sind die Schwerpunkte und Prioritäten anders zu setzen, und niemandem ist gedient, wenn man sich in seinem Tatendrang übernimmt. Vor allem

sollte man bedenken, daß die eigene Familie, so man in einer lebt, nicht in ungebührlicher Weise zu kurz kommt. Wer sich für die Integration der Familien in der Pfarrei engagiert, muß auch seine eigene Familie in seinen Tagesablauf integrieren.

Man muß die Arbeit ja nicht unbedingt alleine machen. Aufgaben delegieren kann man freilich nur, wenn man ein Netz von Kontakten (nicht nur zu Fachleuten und zu Verbänden, auch zu sonstigen bereitwilligen Helfern) geknüpft hat, die man je nach Bedarf mobilisieren kann, ganz gleich, ob es darum geht, Familiengottesdienste oder Familienfeste vorzubereiten und durchzuführen, einen Vortragsabend zur Familienpolitik zu bestreiten oder auch, um über die Anliegen und Probleme der Familien in der Gemeinde stets auf dem laufenden zu sein. Vielleicht ist sogar die Bildung eines Sachausschusses geboten. Alles in allem: Einer der wichtigsten Ordner im Aktenschrank eines Familiensachbeauftragten wird die Aufschrift „Kontakte“ tragen.

Ein Sachbeauftragter sollte wissen, wie es den Familien in der Gemeinde geht. Gerade Familien in besonderen Lebenslagen bedürfen der Hilfe: Alleinerziehende (zum Beispiel mit Angeboten zur Betreuung der Kinder), Familien mit kranken und pflegebedürftigen Angehörigen, kinderreiche, junge Familien, Wieder-verheiratete ... Man kann die Bedeutung gar nicht hoch genug einschätzen, diesen Familien das Gefühl zu vermitteln, angenommen und nicht alleingelassen zu sein. Natürlich resultiert daraus generell die Aufgabe für den Pfarrgemeinderat, dafür zu sorgen, daß die Familien fester Bestandteil der Kommunalpolitik werden (oder bleiben). Dabei sind die Familien selbst der Maßstab für politisches Handeln.

Familien helfen Familien

Dies bedeutet, daß den Familien das (Selbst-)Bewußtsein vermittelt werden muß, daß Familienarbeit sich ganz konkret an ihnen ausrichtet. Zunächst könnte man ihnen nach dem Motto „Familien helfen Familien“ Möglichkeiten eröffnen, sich gegenseitig unter die Arme zu greifen. Vielfältige Aktionen sind denkbar: Informations- und Diskussionsveranstaltungen zu Ehe und Partnerschaft, zu Themen der Familienpolitik, Rundbriefe an Familien, Familienrubrik im Pfarrbrief, Second Hand-Börse von Spielsachen, Kommunionkleidern und Bilderbüchern: nichts, was gebraucht wird, muß in Kellern oder auf Dachböden verstauben. Dadurch wird nicht zuletzt Gemeinschaft gestiftet. Und wenn auch Lokalzeitungen über derlei Aktivitäten berichten, ist das in unserem Kommunikationszeitalter gewiß kein Schaden. Konkrete Aktionen vor Ort lenken die Aufmerksamkeit auch der Pfarrei auf die Familien und sind somit die beste Öffentlichkeitsarbeit. Natürlich sind die Aufgaben in den Gemeinden unterschiedlich verteilt. Ob Familiengottesdienste vom

Liturgie- oder vom Familienbeauftragten (-ausschuß oder -team) gestaltet werden, ist von Ort zu Ort unterschiedlich geregelt. Daher verstehen sich die vorangegangenen Tips nur als allgemeine Anregungen. Aber gerade deshalb darf eines nicht fehlen: Auch innerhalb des Pfarrgemeinderates sollte man über die Themen hinweg die Zusammenarbeit suchen.

Literaturhinweise:

- Jürgen Borchert, Renten vor dem Absturz. Ist der Sozialdienst am Ende?, Frankfurt am Main 1993
- Bundesministerium für Familie und Senioren (Hg.), Handbuch zur örtlichen und regionalen Familienpolitik. Örtliche und regionale Initiativen für Familien, Bd. 5.1, Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie und Senioren, Stuttgart-Berlin-Köln 1992
- Deutsches Jugendinstitut (Hg.), Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familien heute, München 1988
- Robert Hettlage, Familienreport. Eine Lebensform im Umbruch, München 1992
- Paul Hoffacker/Peter Teckentrupp (Hg.), Familienszenen. Beispiele heutiger Familienwirklichkeit, Essen 1989
- Anton Rauscher (Hg.), Welche Zukunft hat die Familie, Mönchen-Gladbacher Gespräche 15, Köln 1995
- Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Apostolisches Schreiben *Familiaris consortio*, Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 33, 22. November 1981
- Trutz von Trotha, Zum Wandel der Familie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 42 (1990), 452–473